

Fortsetzung von S. 13

»Fantasierte Bedrohungen«

schaft hat sich über den Sommer schon rund um das Lager Traiskirchen formiert, sie ist daran gewachsen. Dieses Thema war schon im Sommer trotz der großflächigen Griechenland-Berichterstattung einigermaßen präsent. Aber letztlich waren dieser Lkw und die darin Erstickten ausschlaggebend. Dazu kam dann noch das Bild des ertrunkenen Buben, der am Strand von Bodrum lag. Es heißt, dieses Foto habe auch David Cameron zutiefst erschüttert.

ZEIT: Was natürlich eine Legende ist.

Wodak: Dennoch: Diese konkreten Bilder machen die Tragödie eher bewusst als die vor allem mit Zahlen gestützte Tatsache, dass schon seit Jahren Menschen auf der Flucht ertrinken.

ZEIT: Erleben wir also derzeit einen Mentalitätswandel? Werden wir als Gesellschaft besser?

Wodak: So weit würde ich nicht gehen. Wir erleben eine Polarisierung, aber keinen Wandel. Die Zivilgesellschaft gab es ja auch vorher schon. Sie war zuletzt im Jahr 2000 bei der Bildung der schwarz-blauen Koalition und davor in der Waldheim-Debatte gut sichtbar. Mit dem sozialen Elend der Flüchtlingskrise erleben wir jetzt ein weiteres Schlüsselereignis, das die Zivilgesellschaft aktiviert und weithin sichtbar macht.

ZEIT: Es gibt in diesem Land also zwei Lager, die nichts miteinander gemeinsam haben?

Wodak: Und dazwischen haben wir noch eine breite Grauzone. Dort finden sich viele Menschen, die weder islamophob noch antisemitisch oder fremdenfeindlich sind. Diese haben vor allem diffuse Ängste. Und weil Angst nun einmal sehr stark mit dem Erwecken und Kultivieren von Unsicherheit zusammenhängt, findet der Rechtspopulismus da ein breites Betätigungsfeld. Das erinnert stark an die Rhetorik von 1989, als davor gewarnt wurde, dass Hunderttausende Rumänen das Land überfluten würden. Heute zieht die Argumentation der Rechtspopulisten eine Parallele dazu: Damals fühlte man sich von Ost- und Südosteuropäern bedroht, die durch den Fall des Eisernen Vorhangs frei geworden waren. Heute sind es eben die Flüchtlinge.

ZEIT: Sie haben ihr Buch *Politik der Angst* genannt. Wie funktioniert diese Methode?

Wodak: Es wird desinformiert, es werden falsche Zahlen genannt, man beschwört Millionen herauf, die scheinbar morgen an der Grenze stehen. Ob das fantasierte Bedrohungen sind oder teils

auch echte Probleme – typisch ist jedenfalls, dass sie als unbewältigbar gezeichnet werden. Dies komme als Naturkatastrophe, wie ein Tsunami auf uns zu. Dieses Bild wird ja oft beschworen. Und dagegen könne man sich nicht wehren. So wird unterstellt, dass wir diesen Entwicklungen – diesem scheinbaren Feind – ausgeliefert wären. Verpackt wird all dies in eine dazu passende Kampfrhetorik: Die Flüchtlinge drängen ein, sie überwältigen uns, ganz so als ob es sich um eine Armee handelte, um Soldaten, die uns arme Ohnmachtige niederringen wollten.

ZEIT: Welches Ziel verfolgt diese Politik der Angst?

Wodak: Zum einen natürlich das der Stimmenmaximierung. Diese Parteien gerieren sich als Robin Hoods, als Retter, die das Problem erkennen und den kleinen Mann und seine kleine Frau vor dem Unheil schützen können.

ZEIT: Das ist ein zynisches Kalkül. Aber Wählerstimmen sind ja nur ein Mittel zum Zweck. Was ist also das eigentliche Ziel dieser Politik?

Wodak: Es geht darum, den Nationalstaat zu schützen. Man will diese Fremden nicht hier haben, weil man beispielsweise um das sogenannte christliche Abendland fürchtet. Diese Ideologie wird im Augenblick am ungarischen Fall gut sichtbar, wo der Schutz eines angeblich homogenen Abendlandes imaginiert und ins Zentrum der Argumentation gerückt wird. Diese richtet sich gegen das Fremde, metonymisch verkörpert etwa durch das Kopftuch und die Burka. Es gibt eine fundamentale archaische Angst vor der Fremdheit, zu der schon Sigmund Freud viel gesagt hat. Der Soziologe Zygmunt Bauman spricht vom postmodernen Fremden, der umherzieht und nirgendwo zu Hause ist. Das sind die Menschen, die wir nun sehen. Sie sind irgendwo ausgewandert und kommen nirgendwo an. Früher bezog sich diese Angst meist auf interne Fremde, das waren, wie der Soziologe Georg Simmel schlüssig beschreibt, die Juden.

ZEIT: Also treibt den Rechtspopulisten nicht nur das zynische Kalkül, sondern womöglich auch die eigene Angst?

Wodak: Die meisten Menschen haben Angst vor Fremdheit. Allerdings kann man mit Angst unterschiedlich umgehen. Manche Menschen lernen gerne etwas Fremdes kennen. Rechtspopulisten hingegen verschärfen das Bedrohungsgefühl, sie schüren die Angst. Und damit sammeln sie Wählerstimmen, um anschließend ihre restriktive Politik implementieren zu können. Wenn man Viktor Orbán und Heinz-Christian Strache zuhört, ist völlig klar, welches Ziel diese Rhetorik

verfolgt: Grenzen dichtmachen, Schulklassen segregieren, die Muttersprache forcieren. Das ist der Versuch, die Nation des 19. Jahrhunderts – imaginiert als homogenen »Volkkörper« – zu retten.

ZEIT: Da wird die Angst zum Zweck der eigenen Machtausübung instrumentalisiert.

Wodak: Das lässt sich derzeit im Wiener Wahlkampf am Umgang mit den Flüchtlingen gut beobachten: Einmal will man nur christliche Flüchtlinge aufnehmen, dann nur gut ausgebildete oder nur Frauen mit Kindern. Völlig willkürlich werden Kategorien gebildet, die nur einen Zweck haben: auszusortieren. Man erfindet den absurden Begriff des illegalen Flüchtlings, der dann im Gegensatz zum »echten« steht, dem man ja helfen müsse.

ZEIT: Der rechte und der rechtsradikale Populist sind als Politikertypen schon gut beschrieben. Warum haben Sie sich da mit Ihrem Buch noch an die Arbeit gemacht?

Wodak: Die bisherige Literatur erfasst einiges nicht mit hinreichender Systematik. Natürlich haben Soziologen vieles dazu erforscht, selbstverständlich haben Politologen viel eingebracht, meist auf einer relativ abstrakten quantitativen Ebene. Mir schien aber wichtig, einmal auch die wichtigen Unterschiede zwischen den einzelnen rechtspopulistischen Parteien herauszuarbeiten. Gerade was Ost- und Westeuropa betrifft, ist noch sehr wenig erforscht. Obwohl Silvio Berlusconi, Pim Fortuyn, die Schwedendemokraten, der Front National, Jobbik und die FPÖ gewisse islamophobe Züge gemeinsam haben, fußt ihre Politik doch auf sehr unterschiedlichen Fundamenten.

ZEIT: Aber überwiegen da nicht die Gemeinsamkeiten?

Wodak: Es gibt natürlich Überschneidungsfelder. Aber zum Verständnis ihrer Politik ist es wichtig, sich die tägliche Performance jedes Einzelnen im Detail anzuschauen.

ZEIT: Ein zentrales Ergebnis Ihrer Arbeit ist das im Buch so genannte »Perpetuum mobile des Rechtspopulismus«. Was ist das?

Wodak: Damit meine ich ein Muster, wie diese Politik die Medien systematisch und strategisch instrumentalisiert. Diese Strategie ist seit vielen Jahren erfolgreich, wurde vor vielen Jahren durchschaut, und dennoch tappen Politiker und Medienmacher immer wieder in die von den Rechtspopulisten gestellte Falle. Im ersten Schritt wird provoziert: Ein Plakat taucht auf, dessen Text oder Sujet vom Gegner als Provokation aufgenommen werden muss. Daraufhin empören sich die Grünen, die Roten gegen sich auf, der *Standard* schimpft, alle möglichen Menschen

und Institutionen treten gegen diese Provokation an. Damit ist das erste Ziel erreicht: man ist in den Schlagzeilen, alles dreht sich um das Plakat oder einen Spruch.

ZEIT: Man setzt also eine Duftmarke, die Empörung stiftet.

Wodak: Man erzwingt die Auseinandersetzung und hat dann freie Hand, diese weiter zu eskalieren. Es geht somit in die zweite Runde: Die Empörung wächst, irgendjemand deckt auf, dass die Behauptung auf dem Plakat zudem noch eine Lüge ist. Darauf folgt der dritte Schritt: Die Urheber der Aufregung drehen den Spieß um und gerieren sich als Opfer. In dieser Täter-Opfer-Umkehr konstruiert sich der Rechtspopulist plötzlich zum Verfolgten: Eine Jagdgesellschaft will ihn angeblich zur Strecke bringen, eine Kampagne soll ihm schaden.

ZEIT: Verdichtet ist das im Strache-Zitat: »Wir sind die neuen Juden.«

Wodak: Genau. Wir sind heute die Opfer, wir sind so verfolgt, wie es früher einmal andere waren. Da werden völlig unpassende Vergleiche gezogen. Es gibt plötzlich Drahtzieher, eine Verschwörung. Wenn dann die Gegenseite reagiert und etwa Gerichte einschaltet, entschuldigt man sich quasi. Jörg Haider war ein Meister dieser sogenannten kalkulierten Ambivalenz: sich in Worten zu entschuldigen, die dem rechtlichen Anspruch genügen, aber zugleich ganz klar signalisieren, dass man sich eigentlich nicht entschuldigt. Das Wesentliche an alledem: Man bindet die Energien der anderen. Anstatt ihre eigenen Themen zu setzen und ihre Programme zu präsentieren, sind die anderen Parteien durch diese inszenierte Eskalation in die Position des Reagierenden gezwungen. Anstatt Politik zu machen, hecheln sie den Ereignissen hinterher.

DRINNEN

Eine gute Besetzung

Ein Italiener in Wien: Hannes Benedetto Pircher, 43, Grabredner

Ich habe eine Vergangenheit als Jesuit. Von 1994 an war ich sieben Jahre lang im Orden. Ich habe Theologie, Philosophie, Schauspiel studiert und Jesuitentheater inszeniert. Mein Provinzial fragte, ob ich mich nicht im Bereich Theater ausbilden möchte, und so wurde ich Schauspieler. Ich habe am Innsbrucker Landestheater in einem Brecht-Stück debütiert, in *Im Dickicht der Städte*. Später war ich in Wien an der Volksoper. Auf Dauer war das nichts für mich, man liegt im Regal und wartet, eingesetzt zu werden. Seit 2003 bin ich Grabredner.



Hannes Benedetto Pircher aus Meran lebt in Wien

Begonnen hat die Karriere mit einem Freund, der mich gebeten hatte, bei der Beerdigung seiner Mutter zu sprechen, weil sie aus der Kirche ausgetreten war. Ich habe bemerkt, dass es einen Bedarf gibt, und bin seit zwölf Jahren Mitglied der Agentur Stockmeier, die Trauerredner vermittelt.

Gerade habe ich ein Buch fertiggestellt: *Sorella Morte. Über den Tod und das gute Leben*. Darin sammle ich kleine Betrachtungen und Geschichten, die der Friedhof über das gute Leben geschrieben hat.

Ich habe die Tochter von Peter Alexander begraben, die Trixi aus Kaisermühlen, den Hells Angel, den Walter Flörtl von der Bawag, Bauarbeiter und Philharmoniker, Hofräte und Zuhälter, Mörder und Ermordete, Kinder und Hundertjährige. Oft sagen die Kinder der Toten mir, dass es nicht viel zu erzählen gibt über den Vater oder die Mutter. Sie sei, heißt es dann, nicht einmal in den Urlaub gefahren. Wonach wird der Wert unseres Lebens bemessen? Es geht zuletzt doch immer um die Frage nach dem guten, nach dem gelungenen Leben. Und das gibt es nicht, ohne sich für andere einzusetzen. In diesem Sinn sehe ich mich als Grabredner gut besetzt: Ich helfe den Seelen. Dazu bin ich berufen.

Aufgezeichnet von ERNST SCHMIEDERER

Das Gespräch führte ERNST SCHMIEDERER

Mehr Österreich



Der Osttiroler Schuldirektor Johannes Moritz sieht in Flüchtlingskindern eine Chance, die darübende Region, die mit Abwanderung kämpft, zu beleben

Wirtschaft, Seite 36

ANZEIGE

**IDEEN
BRAUCHEN
RAUM**
www.bai.at

Künstler zu „Ideen brauchen Raum“ / Leopold Kessler, Pawlatschen, 2015

developed by **BAI**